

In Russland sollte man schon nackt sein

Vor 25 Jahren rollten im Herbst Panzer durch Moskau. Wie spiegelt sich diese Zeit in der Literatur wider? Und was wurde aus dem Homo sovieticus?



Moskau 1993: Der Luxus ist schon da, aber viele sehen die Öffnung als Kapitulation. Der Konflikt wurde damals blutig ausgetragen; er hält bis heute an.

Foto Barbara Klemm

In Russland brüstet man sich gern damit, was das Land alles zuerst hatte: das Fahrrad, den Mann im All und das KZ. Literarisch darf es vielleicht in der Kategorie Nackttanz den letzten Auftritt des zwanzigsten Jahrhunderts beanspruchen: „Wir ergeben uns“, tönt der unbekleidete Protagonist in Wladimir Makanin Roman „Der Schreck des Satyr beim Anblick der Nymphe“ hoch oben auf dem Dach des brennenden Weißen Hauses in Moskau. Angeblich hat er damit Schlimmeres verhindert. Oder manche Hoffnung zerstört: „Auf einen Bürgerkrieg brauchst du nicht zu hoffen!“, heißt es in dem 1999 in Russland erschienenen Roman „Bermudadreieck“ von Juri Bondarew, der mit den gleichen historischen Ereignissen anhebt. „Die Amerikaner werden ihre Truppen unter der Parole, Demokratie und Menschenrechte schützen zu müssen, gegen die, wie sie es nennen, fascho-kommunistischen Meuterer losschicken und unser heute so schwaches Russland endgültig versklaven.“

Zwei Wochen lang garte es in Russland im Herbst 1993. Es war eine unwirtliche Zeit, kalt und regnerisch. Der russische Präsident Boris Jelzin wollte Wirtschaftsreformen gegen das Parlament durchsetzen und löste es auf. Dies war nicht die erste Krise und sollte nicht die letzte bleiben. Einzigartig sind indes die Proteste. Stalinisten, Neofaschisten, Antisemiten, Kommunisten und Anarchisten, Alt und Jung fanden zusammen, um gegen Jelzin zu demonstrieren. Die Deputierten harrten ohne Strom im Weißen Haus, dem Parlamentsgebäude, aus, bis dieses beschossen wurde. Es gab damals etwa 150 Tote und noch mehr Verletzte, meist Jelzin-Gegner. Außerhalb des Stadtzentrums nahm das Leben jedoch seinen Lauf. Auf Postämtern bildeten sich allerdings lange Schlangen. Es war die Vor-Handy-Zeit.

Diese Krise wird von Makanin in seinem Roman als „metaphysischer Ausgleich zum Jahr '91“ abgehandelt. „'91 wurde die Staatsmacht zerstört, und '93 erstand sie wieder.“ Der einsame Kämpfer Bondarew widerspricht: „Nachdem diese Demokraten den Obersten Sowjet auf eine derartige Weise vernichtet haben“, fährt der alte Maler im Roman seinen Enkel an, „wirst du doch wohl nicht darauf hoffen, dass sie dem Volk die Macht zurückgeben?“ O nein. „Sieh dir bloß diesen Zufall an: '33 und '93! Das ist erst der Beginn einer monströsen Tragödie!“

Juri Bondarew (geboren 1924) ist der bedeutendste Vertreter der sogenannten Offiziersprosa („lejtjantskaja prosa“), die Erlebnisse aus dem Zweiten Weltkrieg aufgreift. Er tritt gern in Uniform und mit reich funkelnder Ordensbrust auf. Seine Romane wurden teils verfilmt, einige liegen auf Deutsch vor. Auf die Perestrojka hat er mit strikter Ablehnung reagiert, seitdem kämpft er mit harten Bandagen: Aus Protest gegen die Umwidmung des Schriftstellerverbands verbrannt er eine Strohpyramide, die Jewgeni Jewtschenko nachgebildet ist, dem Dichter auf den Barrikaden beim Putsch 1991 und Verfasser des grandiosen Romans „Stirb nicht vor deiner Zeit“. Im Juli '91 unterzeichnet er einen offenen Brief, das „Wort an das Volk“, eine heftige Kritik an Gorbatschows Politik. Die Angehörigen der Omontruppen – wahrlich keine Tugendbolde – sind im Roman „Bermudadreieck“ von den Vereinigten Staaten gesponserte „Judasse“. Dass die Miliz auf das eigene Volk schieße, so ist zu lesen, habe es noch nie gegeben. Vorweg heißt es explizit, der Roman spiegle die Auffassung des Autors – und damit wohl auch dessen selektives Gedächtnis: Den Blutsonntag mag er ja noch dem Zaren anlasten können, aber auch die, wie sein Lieblingskontrahent Jewtschenko sie nennt, „Bartholomäusnächte“ der dreißiger Jahre?

Makanin und Bondarew haben den Beschuss des Weißen Hauses am ausgeprägtesten thematisiert, ansonsten sind diese Ereignisse eingebettet in literarische Situationsgemälde der neunziger Jahre. Selbst der junge Wilde Viktor Pelewin greift das Motiv in „Generation P“ auf, bitterböse und buchstäblich, für Werbebranche der Tabakindustrie: „Bildvorlage für das Plakat: Ansicht der Moskwa-Promenade, von der Brücke aus fotografiert, wo im

Oktober '93 die historischen Panzer standen. Anstelle des Weißen Hauses eine Riesenschachtel Parlament (Computermontage). Drum herum jede Menge Palmen. Slogan (Zitat Gribojedow): Süß ist der Rauch des Vaterlands. Parlament (Variante: Motherland's smoke number one!).“ Der öffentlichkeitsscheue Schriftsteller kommt in seinen Romanen recht polternd daher, mit Drogen plus PR gleich GUS statt Elektrifizierung plus Sowjetmacht gleich Kommunismus, das Ganze gewürzt mit einer Prise Verschwörungstheorie samt Jelzin und Reagan als Avataren. Doch auch er zeigt Kontinuitäten auf, beispielsweise, dass „Antisemitismus obligatorischer Bestandteil eines patriotischen Images war“ und es eine „genetisch kodierte Angst vor dem KGB“ gab. Die Angehörigen von Nomenklatura oder den Organen müssten folglich nicht umgemodelt werden, sondern fügen sich geschmeidig ins – vermeintlich – neue System ein.

Bei Jewgeni Jewtschenko „leidet unsere ganze Generation an einer Veranlassung zur Angst“, dafür hatte, wie er in seiner Autobiographie „Wolfspass“ schreibt, jener Mann „mit seiner tarnenden Proletenmütze, dessen Hand in die Richtung weist, wo schon 1918 auf Grund eines von ihm unterzeichneten Dekrets das erste Konzentrationslager Europas errichtet wurde“, also Lenin, gesorgt, und der „Antisemitismus, vom Zarismus übernom-

men, war insgeheim die Politik der Partei, deren Hymne paradoxerweise die „Internationale“ war“. Abermals gehen Angst und Antisemitismus eine gedeihliche Kooperation ein, Bondarew mit seinem lupenrein verzerrten Demokratiebegriff ist dafür der beste Beweis.

Überwunden wurde die Angst laut Jewtschenko beim Putsch im August 1991, als die Menschen sich den Panzern entgegenstellten. Er selbst hat damals das „beste von seinen schlechten Gedichten“ vorgetragen, vom Balkon des Weißen Hauses. Dieser Protest darf als Höhepunkt des gesellschaftlichen Engagements gelten, das die Perestrojka begleitete. Als Gorbatschow mitten im Kalten Krieg die politische Bühne betrat, schien das Lied von der lichten Zukunft, das im Kommunismus tonangebend war, Wirklichkeit zu werden. Heute wird in Russland kaum jemand stärker gehasst als diese einstige Lichtgestalt. Damals aber kehrten exilierte Schriftsteller zurück, am spektakulärsten Solschenizyn; verbotene Bücher erschienen, der Nachholbedarf an westlicher Literatur, vor allem im Genrebereich, wurde gestillt. Die Menschenrechtsorganisation Memorial nahm ihre Arbeit auf, man diskutierte über Stalin und Lagerliteratur. „Unsere Hoffnungen

auf die Perestrojka und ihre sittlichen Siege“, hält Jewtschenko fest, „waren unvergleichlich größer als die Hoffnungen auf das Tauwetter und seine zarten Siege, die so schnell dahinschmolzen.“

Die Hoffnungen platzten. Literaten wurden „unangenehm überrascht von den Umwegen an Kriminalromanen und Sexbüchern, die sich auf den Ladentischen stapelten“. Diese „Freiheit des Abgeschmackten“ war indes noch harmlos. Immer wieder ist von Suiziden zu lesen, Swetlana Alexijewitsch widmet der Thematik ein ganzes Werk: „Im Banne des Todes“. Es folgt die Dekade des wilden Kapitalismus. Nichts ist mehr sicher, sogar Vernehmungsakten des KGB werden verschärft. „Maßlose Korruption und Kleptokratie, ausstehende Gehälter, Prostitution und Drogenhandel, Gewalt und Kriege prägen den Alltag. Die Restauration lässt nicht lange auf sich warten. Zeugnisse dazu lesen sich wie grausame Krankenakten. Es gibt nur noch den Kampf ums nackte Überleben.“

Bis auf den Maßstab war jedoch all das nicht neu. Sergej Lebedew, Jahrgang 1981, beschreibt in seinem Roman „Menschen im August“ das Umschlagen einer quantitativen Veränderung in eine qualitative als Surrealisierung des Alltags. Der Roman hatte in Russland mit Anlaufschwierigkeiten zu kämpfen, so dass zunächst die deutsche Übersetzung erschien. Die russische Leserschaft reagierte mit Gelassen-

heit: Früher gab es Selbstverlage, heute das Internet, eine zensurerfahrene Gesellschaft. Der Autor diagnostiziert dagegen knallhart: Nach siebzig Jahren Kommunismus sei die Gesellschaft derart deformiert, dass jede Heilung durch Glasnost zu spät gekommen sei.

Der Dissident Alexander Sinowjew hatte 1982 den Terminus „Homo sovieticus“ mit seinem gleichnamigen Roman bekannt gemacht. Den Typus prägen mangelnde Verantwortungsbereitschaft und ein fragwürdiger Eigentumsbegriff: Bei Kollektiveigentum sei Diebstahl nur eine Umverteilung. Da hatte man im neunzehnten Jahrhundert so für den neuen Menschen gekämpft, seinetwegen hatten sich Väter und Söhne unerbittliche Gefechte geliefert, im Kommunismus hatte man die Schrauben sogar noch angezogen – und dann erhielt man ihn nach dem Zerfall der Sowjetunion, gleich im Kollektiv, als den neuen Russen, den neuen Reichen. Obendrein scheint der Homo postsovieticus dem Homo sovieticus so unähnlich nicht.

Einzig Bondarew sieht einen Bruch in der Gesellschaft, ansonsten wird die Kontinuität betont, zuweilen sogar über den Kommunismus hinaus zum Zarismus. Wladimir Woinowitsch konstatiert in „Der himbeerrote Pelikan“, seinem letzten Roman: „Wie der Staat zu Sowjetzeiten war, so ist er auch heute noch, hierarchisch und mit Klassensystem. Für die einen gibt's mehr, für die anderen weni-

ger, für die dritten heißt's Pustekuchen.“ Selbst die Denkungsart scheint geblieben: Ein Mann steckt zwar privat im größten Schlamassel, zerbricht sich aber „nicht etwa über Familienangelegenheiten den Kopf, nein, er leidet unter der Existenz von Amerika, von Schwulen, Freimaurern, Juden und Liberalen auf dieser Welt“. Nimmt es da noch wunder, dass diese Figur meint, von allen Vorgängern Putins wäre einzig Stalin dem neuen ersten Mann im Staat ebenbürtig?

Zu Putin schreibt Arthur Isarin, einer der wenigen deutschen Autoren, die sich dieser Zeit angenommen haben, in seinem Lesenswertem Roman „Blasse Helden“, anfangs habe man noch über den Geheimdienstler und den „aus dem Nichts aufgetauchten Mann“ gespottet, vor allem über „dessen entenhafte Züge“. Das änderte sich rasch. Bald sang eine Girlie-Band: „Ich will einen wie Putin, einen, der nicht kneift.“ Die Begeisterung mag inzwischen etwas abgeflaut sein, doch gibt es nach wie vor eine Art Volkssport, bei dem der ubiquitäre Staatsmann in historischen Zeugnissen „entdeckt“ wird, frei nach dem Motto: Unser Wolodja war all da. Favorit scheint aktuell Jan van Eycks Gemälde der Arnolfini-Hochzeit zu sein, dies sogar zu einem flotten Zeitreiserooman („Amalgam“) verwurteilt.

Auf die Perestrojka folgten bald bitterste Armut und unvorstellbarer Reichtum. Auch im Westen linste man nach Profit, das zeigt Isarin: Sein Protagonist ist ein deutscher Handlanger, der den Rahm abschöpfen will. Das wollten viele, und so immatrikulierte man sich in Slawistik und BWL. „Die Oberfläche Moskau hatte den Anschluss an den Westen vollzogen.“ Im Kern wie im Psychogramm jedoch hat sich wenig verändert.

Jewtuschenkos Worte „Je mehr Freiheit es gibt, desto notwendiger ist es, diese Freiheit zu kontrollieren“ scheinen der Gegenwart abgelauscht. Immer wieder hatte er gewarnt und betont: „Wenn wir uns der Freiheit als unwürdig erweisen, werden wir wieder um Zensur bitten und wieder für lange Jahre in sie hineingerahten wie in einen Tierkäfig.“ Offenbar überforderte Glasnost. „Die erste vollkommene Zensurlosigkeit in Russland war die kurze Zeitspanne zwischen der Februarrevolution 1917 und dem Jahr 1918. Die zaristische Zensur, alt, erschläft, podagratisch, machte der neuen Zensur Platz, und die war jung und grausam.“ Und heute? Ständig wird versichert, eine Zensur finde nicht statt. Doch 1993 hat es ein Schwulen- und Lesbenfestival gegeben, bei dem sogar Raissa Gorbatschowa kurz aufgetaucht sein soll. Der Paragraph, der (männliche) Homosexualität unter Strafe stellte, war im selben Jahr abgeschafft worden. Wer seine Meinung sagt, muss ja nicht gleich demonstrieren, ein Punktegebet abhalten oder auf die Idee kommen, bei ausgewiesener Kremlferne für ein öffentliches Amt zu kandidieren. . . .

Kontinuitäten im Alltag gaben schon damals kaum Grund zur Hoffnung. Zu Beginn des Semesters 1993 saßen im einen Moskauer Wohnheim Wachtposten mit Waffe im Anschlag, im anderen nicht. Willkür und Militär. Im November wiederholte sich anlässlich der Revolutionsfeierlichkeiten das gespenstische Bild der Omontruppen im Stadtzentrum. Tief im Winter stürmten ein paar bewaffnete Männer ein Hotelzimmer in Susdal, vorgeblich um die Pässe der ausländischen Gäste zu kontrollieren, tatsächlich wohl aber in der Hoffnung auf Dollar.

Mit dem Beschuss des Weißen Hauses 1993 wurde ein Schlusspunkt unter die Politik der Umgestaltung gesetzt. Der literarische Befund könnte tragischer nicht sein: Es hat sich alles gewandelt, damit alles bleibt, wie es ist. Der junge Gorbatschow war wohl eine zu starke Herausforderung für das gerontokratische System. Gewinner im hässlichsten aller Vater-und-Sohn-Konflikte waren indes ganz andere Jungstars. Clevere neue Russen und unbekanntere FSBl'er. Von diesem blutigen Generationswechsel, von all den Schicksalen, Suiziden, Psychiatrisierungen zu lesen ist kaum auszuhalten. Wie sagte schon der russische Schriftsteller Alexander Herzen? „Wir sind nicht die Ärzte – wir sind der Schmerz.“ CHRISTIANE PÖHLMANN

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Du Fu

An den Dichter Pi Su Yao

Wir haben Talent. Man nennt uns die führenden Dichter der Gegenwart. Schade, unsere Häuser sind dürrig, unser Erfolg trivial. Hungrig und schlecht gekleidet strafen uns unsere Frauen mit Verachtung. In der Mitte des Lebens sind unsere Gesichter runzlig. Wer kümmert sich um uns und unsere Sorgen? Wir sind unser eigenes Publikum, jeder lobt die literarischen Qualitäten des anderen. Unsere Namen werden genannt zusammen mit denen großer Toter. Wir trösten uns gegenseitig. Bestimmt werden wir Nachfolger finden.

Übertragen von Hans Christoph Buch

Hans Christoph Buch

Weit weg und lange her

Diese elegischen Verse schickte ich im Herbst 1971 nach Rom, wo Hermann Peter Piwitt seinen Roman „Rothschilds“ fertigstellte, der 1972 erschien. Piwitt war 36, ich 27, doch trotz des Altersunterschieds gehörten wir derselben Generationskohorte an und hatten im Literarischen Colloquium Prosa schreiben studiert, zusammen mit Peter Bichsel, Nicolas Born, Hubert Fichte und anderen. Unsere Lehrer waren Günter Grass, Uwe Johnson und Peter Weiss, und die schon vor 1968 einsetzende Studentenrevolte hatte unser Leben und unsere Arbeit aufgemischt. China war in aller Munde durch Maos Kulturrevolution; als Stipendiat eines Writers Workshop in den Vereinigten Staaten hatte ich begonnen, Chinesisch zu lernen und, gestützt auf Interlinearversionen, Gedichte von Li Bo und anderen Klassikern übersetzt. Die aus Singapur stammende Lyrikerin Wong May half mir dabei, bis ich, genervt von den vier Tönen: Mā, má, mà, mǎ (wörtlich über-

setzt: Mutter hat das Pferd gelähmt), das Handtuch warf.

Die Bekanntheit mit Du Fu aber verdanke ich Kenneth Rexroth, dem Entdecker der *Beat Poets*, der auf Einladung Walter Höllers 1967 nach Berlin kam. Trotz oder wegen seiner deutschen Vorfahren hasste er Deutschland und bildete sich ein, im Zuge der Entspannungspolitik hätten Kennedy und Chruschtschow vereinbart, ihn nach Berlin zu entsenden. Rexroth war Mitbegründer der San Francisco Renaissance, schrieb Erzählungen und Essays und trat mit Nachdichtungen fernöstlicher Lyrik hervor. In San Francisco, wo er mir Kutteluppe vorsetzte, schenkte er mir sein Buch mit hundert Übersetzungen aus dem Chinesischen – ein Augenöffner, der mir ein goldenes Zeitalter der Poesie erschloss. In dieser Textsammlung steht das vorliegende Gedicht.

Du Fu (712 bis 770) war ein Zeitgenosse der Merowinger, als Europa noch im Dornrös-

chenschlaf lag, während das China der Tang-Dynastie eine einzigartige Kulturlüte erlebte. Wie viele chinesische Dichter schlug er die Beamtenlaufbahn ein, aber die Revolte des Generals An Lushan, der die Nordgrenze vor den Barbaren schützen sollte, beendete seine Karriere. Er floh mit dem Hofstaat, geriet in Gefangenschaft, fiel beim Kaiser in Ungnade und wurde in die Provinz verbannt, wo er in einer Grashütte hauste, bevor er 770 im heutigen Xian starb. Häufige Ortswechsel, Verfolgung und Unterdrückung haben sein Leben geprägt, aber das Exil kam Du Fusu Dichtkunst zugute. Hier artikuliert sich, tausend Jahre vor Goethes „Tasso“, ein modernes Individuum, das, nicht ohne Ironie, die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit benennt.

Doch warum schickte ich das Gedicht meinem in der Villa Massimo lebenden Freund? Es war die augenzwinkernde Hommage eines damals noch jungen Autors an seinen

Kollegen, der klassisches Kulturerbe an der Quelle studierte. Damals war es schwer vorstellbar, dass die von Du Fu beklagte Isolation auch Piwitt oder mich heimsuchen könnte: nicht qua Verbannung ins Exil, sondern durch Rückzug in die Resignation. „Alt und allein/singe ich nur noch für mich selbst“, schreibt Du Fu: „Ich denke nach über die Nutzlosigkeit von Briefen.“ Das Zitat spricht für sich, denn im alten China zirkulierten Gedichte, wie bei den Römern, in Briefform.

Erstdruck in Hans Christoph Buch: „Kritische Wälder“. Essays, Kritiken, Glossen. Rowohlt Verlag, Reinbek 1972. Vergriffen.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Stilleben mit Totenkopf“. Roman. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2018. 250 S., geb., 20,- €.

Ein Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.